

**Mut durch Reisen - Mein
Weg durch die Welt zu mir
selbst**

von Sascha Germer

Einleitung

Es war ein langer Weg, bis diese Arbeit ihre jetzige Form gefunden hatte.

Als ich mich im Sommer des letzten Jahres zum ersten Mal mit ihr beschäftigte, war ich gerade von meiner letzten Japanreise zurückgekommen. Mein Enthusiasmus für dieses Land war neu entfacht. Wieder einmal war ich beeindruckt von der modernen Stadtarchitektur und wie gut sie auf die Bedürfnisse behinderter Menschen eingeht. Gleichzeitig fiel mir meine Hausarbeit über behinderte Menschen in Japan, die ich während meiner Studienzeit verfasst habe, wieder ein und ich wunderte mich zum ersten Mal, wie so ein Land, das solch hervorragende Infrastruktur für behinderte Menschen entwickelt hat, ein so starkes Stigma gegenüber dieser Gruppe, wie ich es damals recherchiert hatte und an dem sich nach ein paar Recherchen bis heute nicht viel geändert hat, entwickeln konnte. Also wollte ich eine Arbeit darüber schreiben, welche Gründe abseits der Inklusion es geben könnte ein so hochmodernes Verkehrssystem zu entwickeln. Hatte vielleicht in den letzten Jahrzehnten doch ein Sinneswandel stattgefunden?

Es ist leicht zu sehen, dass hier mein Japanologengerz mehr an der Themenfindung beteiligt war, als der Peercounselor, der doch eigentlich im Zentrum dieser Arbeit stehen soll.

Den Teil dieser Arbeit, der sich mit meinen Japanreisen beschäftigt, hatte ich schon lange fertig geschrieben und ich wollte ihn jetzt nicht verwerfen, obwohl es bereits klar war, dass sich die Arbeit von diesem ursprünglichen Thema weg entwickeln würde.

Es ergab sich da die auf mehreren Ebenen glückliche Fügung, dass ich im vergangenen fünften Block meiner Peercounseling-Ausbildung ein Erlebnis hatte, welches es mir erlaubte, meine Reisetätigkeit mit einer Reflexion über das, was ich bisher dort gelernt habe, zu verbinden. Ich nenne es gern ein Empowerment-Erlebnis. Hinter dem Begriff Empowerment steht das Konzept, dass ein Peercounselor im Rahmen seiner Arbeit die vorhandenen Ressourcen seines Gegenübers erkennen und diesem durch verschiedene Techniken die Erkenntnis und das Vertrauen vermitteln soll, diese Ressourcen aktiv zu nutzen.

Ich erkenne jetzt, dass die gesamte Ausbildung im Grunde darauf ausgelegt ist bei den Teilnehmenden den Prozess des Empowerments zum ersten Mal bewusst wahrnehmbar zu machen. Genau dies habe ich während des letzten Blocks erlebt. Ich wurde mir meiner Behinderung auf einer wesentlich klareren Art und Weise bewusst, als dass jemals zuvor der

Fall war, und erkannte dadurch, wie sehr mein Leben bisher durch sie beschränkt und bestimmt wird.

Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass das Reisen in der Tat nicht nur ein wichtiger Teil meiner ganz persönlichen Entwicklung ist, Reiseerlebnisse sind auch hervorragend geeignet über das Thema Empowerment ganz allgemein zu sprechen. Von diesen Voraussetzungen ausgehend möchte ich mit dieser Arbeit nun vor allem zwei Dinge tun:

Auch wenn ein persönlicher Einblick in meine Reisetätigkeit und was sie mit mir gemacht hat im Vordergrund dieser Arbeit stehen soll, kommen wir zunächst um ein bisschen Theorie zum Thema Empowerment nicht herum. Ich habe zwar schon eine kleine Definition des Begriffs versucht, bisher benutze ich ihn aber eigentlich noch ohne zu wissen, was wirklich dahinter steckt.

Der Hauptteil meiner Arbeit soll aber, wie gesagt, aus den Erzählungen über meine Reisen bestehen. Wenn ich recht darüber nachdenke, bin ich in meinem Leben schon eine ganze Menge herumgekommen. Aufgrund dieser Fülle an Möglichkeiten werde ich mich in meinem Bericht nur auf einige Erfahrungen beschränken, die ich im Rückblick für wesentlich halte. So werde ich zum Beispiel alle Reiseerlebnisse ausklammern, die ich mit meiner Familie unternommen habe. Nicht, dass die gemeinsame Zeit mir nichts bedeuten würde oder ich daraus keine Erkenntnisse gewonnen hätte, es ist aber auffällig, dass ich die größten Fortschritte im Bereich des Empowerments immer dann gemacht habe, wenn ich aus dem familiären Rahmen gelöst agiert habe.

Reiseberichte

Japan

Als ich im Jahre 2015 das erste Mal Japan besucht habe, war ich sehr erstaunt.

Als Rollstuhlfahrer, der sein ganzes Leben in Berlin verbracht hat und die meisten Städte, die er bisher besucht hatte, als Berlin unterlegen empfand, was die Barrierefreiheit im öffentlichen Raum betrifft, war ich von der hochmodernen und, sogar im Vergleich zu Berlin, wesentlich zugänglicheren Infrastruktur äußerst angetan.

Die Straßen in allen größeren Städten sind hervorragend gepflastert und an allen wichtigen Übergängen gibt es abgesenkte Bordsteine und oft auch Ampeln und Zebrastreifen. Auf allen Fußwegen gibt es ein Blindenleitsystem, das, zumindest aus der Warte eines nicht

Betroffenen, sehr gut durchdacht erscheint. Als wichtigstes Verkehrsmittel für Fußgänger gibt es ein sehr gut ausgebautes Schienenverkehrsnetz. Die Architektur seiner Bahnhöfe kann bisweilen ein wenig überwältigend sein und es müssen teilweise lange Wege zu den verschiedenen Aus- und Einstiegen zurückgelegt werden. Im Großen und Ganzen ist die Orientierung aber durch ein Blindenleitsystem, mehrsprachige Informationsschilder sowie häufige Lautsprecherdurchsagen sehr gut gewährleistet. An jedem Übergang zwischen Bahnsteigen und den verschiedenen Zugängen gibt es mindestens einen Fahrstuhl. Während meiner touristischen Aufenthalte, die immer mindestens zwei Wochen betragen haben, habe ich es nicht einmal erlebt, dass ein Aufzug nicht funktionsfähig war. Wenn wichtige Wartungsarbeiten anstehen, werden sie mit langem Vorlauf und sehr präzise angekündigt. Auch Rolltreppen sind in Japan, zumindest für Handrollstühle, mit Unterstützung nutzbar. Sie können in einen speziellen Modus gebracht werden, bei dem sich mehrere Treppenstufen zu einer Plattform zusammenschließen, auf der ein Rollstuhl Platz hat. Die notwendigen Schlüssel dazu hat das Bahnpersonal. Überhaupt ist es so, dass in Japan, trotz eines hohen Grades der Technisierung, sehr viel Wert auf gut zugängliches Servicepersonal gelegt wird. Somit ist es sehr unwahrscheinlich, dass man im öffentlichen Raum lange ohne Unterstützung bleibt, wenn man danach sucht. Es muss an dieser Stelle aber erwähnt werden, dass die Sprachbarriere besonders für Ausländer aus dem westlichen Ausland ein Problem werden kann.

Ebenfalls eine beachtenswerte Einrichtung sind die barrierearmen Toiletten, die in jedem Bahnhof und auch sonstigen Einrichtungen, die sich im öffentlichen Raum befinden, wie etwa Einkaufszentren oder Ähnliches, kostenlos zur Verfügung stehen. Man kann sich trefflich darüber streiten, welches denn die wichtigsten Barrieren für die behinderten Menschen sind, die gewöhnlich eine öffentliche Behindertentoilette aufsuchen. Ich möchte mich an dieser Stelle darauf beschränken, die wesentlichen Features, die mir begegnet sind, hervorzuheben. Dass die Toilettenräume oft mit für die meisten Rollstuhlfahrer leichter zu öffnenden Schiebetüren versehen sind, ist wahrscheinlich eher eine Eigenschaft der japanischen Architektur allgemein, die die Scharniertür erst in den letzten 100 Jahren nach und nach in den Innenraum übernommen hat. Es beginnt damit, dass alle Räume, die ich während meiner Aufenthalte besucht habe, ausreichend groß waren, dass sich auch ein Elektrorollstuhl darin ohne Probleme bewegen konnte. Durch den meist auch vorhandenen Wickeltisch gab es genug Platz mitgebrachte Kleidungsstücke oder andere Dinge abzulegen. Was die Sanitärtechnik betrifft, halte ich Japan ohnehin für einen weltweit führenden Akteur. Ich möchte an dieser Stelle hervorheben, dass man in Japan weitestgehend auf den

Einsatz von Lichtschranken zur Benutzung von Wasserhähnen und Toilettenspülungen verzichtet. Ich halte dies für eine gute Maßnahme, da elektronische Geräte im Sanitärbereich durch Feuchtigkeit und andere Störfaktoren im allgemeinen anfälliger für Ausfälle sind. Wenn ein behinderter Mensch die Toilette benutzen will und nicht die benötigte Kraft zur Bedienung aufbringt, wird ihm meist eine Assistenz unterstützen, was den Einsatz von Lichtschranken überflüssig macht. Wenn er die benötigte Kraft hat, sind Lichtschranken ohnehin überflüssig. Die Toiletten selbst weisen stets beidseitige Haltemöglichkeiten auf. Eine Möglichkeit zur Verstellung der Sitzhöhe war nicht durchgehend gegeben. Ein solches System neigt jedoch, wie die Lichtschranken auch, sehr zur Störanfälligkeit. Wenn es einmal ausfällt, kann die Toilette gar nicht mehr benutzt werden. Daher sehe ich solche Systeme auch eher kritisch. Wie bereits erwähnt, halte ich Japan auf dem Gebiet der Sanitärtechnik für äußerst fortschrittlich aufgestellt. Die Annehmlichkeiten, die bei der Benutzung zur Verfügung stehen sind absolut wunderbar. Ich will sie jedoch nicht weiter aufzählen.

Eine Sache halte ich an dieser Stelle noch für wichtig zu erwähnen. Ich habe bis jetzt vor allem die positiven Aspekte meines Japanaufenthalts beleuchtet. Dabei habe ich mich aber ausschließlich auf den öffentlichen Raum konzentriert. Es muss festgehalten werden, dass es in Japan im privaten Raum, also auch in Hotels und anderen Herbergen, durchaus schwierig sein kann als behinderter Mensch mit einem Rollstuhl zurechtzukommen. In japanischen Großstädten herrscht oft Raumknappheit. Das bedeutet, dass Häuser meistens eher schmal und hoch gebaut werden. Die Räume in den Hotelzimmern, in denen ich bisher übernachtet habe, waren, um es einmal positiv auszudrücken, stets sehr ökonomisch eingerichtet. Für mich und meinen Handrollstuhl bedeutete das, dass ich nicht genug Platz hatte mich ohne Schwierigkeiten umzudrehen. Besonders deutlich zeigte sich der begrenzte Platz im Badezimmer, das ich mit dem Rollstuhl überhaupt nicht betreten konnte, schon, weil die Tür selbst für einen Handrollstuhl zu schmal war. So brauchte ich dort immer die Hilfe der Assistenz, was für uns beide sehr anstrengend war. Es braucht schon eine starke Assistenz und viel Vertrauen auf beiden Seiten um so etwas durchzuziehen. Obwohl die individuellen Badezimmer für die einzelnen Gäste überall so unzulänglich waren, wie ich es gerade beschrieben habe, gab es zumindest in dem Hotel, in dem wir das letzte Mal in Tokyo gewohnt haben, eine voll ausgestattete Behindertentoilette im Erdgeschoss. Ich meine, dass das auch bei meinen vorigen Aufenthalten in Osaka der Fall war.

Am Ende glaube ich, dass die jetzt beschriebenen Probleme nicht nur in Japan auftreten. Auch in Deutschland muss man, wenn man verreist, vorher sehr genau forschen, in welchen

Hotels man unterkommt und wie dort das Umfeld ist. Dass ich mich in Japan immer wieder für eigentlich nicht zugängliche Hotels entscheide, ist vor allem eine Frage des Preises. Außerdem ist meine Kenntnis der japanischen Sprache doch nicht so gut, dass ich meine Bedürfnisse am Telefon äußern oder japanischen Internet nach passenden Angeboten suchen könnte. Dies würde ich in Deutschland besser bewältigen können.

Rotterdam

Seit 2015 habe ich noch zwei weitere Reisen nach Japan unternommen. Man kann sagen, mit diesen Reisen habe ich den Höhepunkt meiner bisherigen Reisetätigkeit mit Assistenz erreicht. Ich behaupte sogar, jede einzelne Reise hat mich einem noch höheren Ziel verschrieben, einen längerfristigen Aufenthalt in Japan mit der Ausübung von Arbeit, ich denke da an mindestens drei Monate. Das ist jedoch alles noch ein Wunschtraum.

Ich möchte jetzt von der Reise erzählen, die mich auf den vorigen Höhepunkt gebracht hat. Wenn man es streng betrachtet, habe ich bereits einmal einen längerfristigen Aufenthalt inklusive Arbeit in einem anderen Land, wie ich ihn mir für Japan vorstelle, gehabt. Von September bis November 2013 war ich im Rahmen eines Projekts zur Integration von behinderten Menschen in den Arbeitsmarkt für das Goethe-Institut in Rotterdam in den Niederlanden tätig.

Ich bin mir nicht mehr sicher, wie ich auf dieses Projekt aufmerksam wurde. Ich hatte damals kaum einen Monat vorher mein Studium richtig beendet. Es war also die perfekte Gelegenheit in einem kontrollierten Setting in den Arbeitsmarkt einzusteigen und dies gleich mit Erfahrung im Ausland. Für mich bedeutete es außerdem noch eine wesentliche Erweiterung meines Horizonts in Bezug auf die persönliche Assistenz. Ich war damals schon zwei Jahre lang in meiner eigenen Wohnung. Rückblickend habe ich das Gefühl, dass mir damals zum ersten Mal klar wurde, welche Möglichkeiten mir mit einer persönlichen Assistenz eigentlich offenstehen. Damals erfuhr ich auch zum ersten Mal von dem Werkzeug des Persönlichen Budgets. Heute bin ich vor allem für die große Unterstützung der vielen an diesem Projekt beteiligten Menschen dankbar, die mir damals geholfen haben die Aufgabe zu lösen, aus meinen bisherigen Sachleistungen das Budget zu erstellen, das mir die Assistenz in den Niederlanden ermöglichte. Natürlich sollen an dieser Stelle auch diejenigen Beteiligten nicht vergessen werden, die anderen Notwendigkeiten für den Auslandsaufenthalt unserer Gruppe vorbereiteten, wie etwa das kulturelle Training oder das

Finden einer passenden Unterkunft. Bereits dieser Schritt der Vorbereitung stellte für mich eine besondere Herausforderung dar, denn es musste etwas gefunden werden, was den Anforderungen meiner Behinderung Rechnung trug. Hinzu kam noch, dass wir meine Unterkunft aus organisatorischen Gründen erst kurz vor Reiseantritt suchen konnten. So kam es, dass ich meine Zeit in Rotterdam in einer Seniorenresidenz verbrachte. Es gab dort ein barrierearmes Gebäude und das passende Pflegepersonal vor Ort. Zumindest bei meiner Assistenzpflege war die Umstellung dann auch gar nicht so groß, wie man vielleicht denken könnte. Ich stand wie zu Hause um 8:00 Uhr auf, mir wurde bei der Morgentoilette geholfen und ich bekam mein Frühstück serviert. Danach ging ich zur Arbeit. Wie bereits erwähnt, unterstützte ich das Goethe-Institut in Rotterdam. Um von meiner Unterkunft dorthin zu gelangen nutzte ich die öffentlichen Verkehrsmittel. Rückblickend finde ich das Verkehrssystem in Rotterdam besser als das in Berlin. Es reicht jedoch nicht an die Klasse und Redundanz des japanischen Nahverkehrs heran. So waren damals alle Straßenbahnen in Rotterdam Niederflurbahnen. Aus irgendeinem Grund gab es aber bei den dortigen Modellen keine Rampen, die bis auf das Straßenniveau herunterreichten. So konnte man als Rollstuhlfahrer nur an solchen Haltestellen aussteigen, an denen es auch einen Bahnsteig gab. An der Haltestelle vor der Seniorenresidenz war das gerade nicht der Fall.

Wenn ich sage, dass ich bei meiner Arbeit für das Goethe-Institut viel gelernt habe, hat das vor allem damit zu tun, was dort hätte besser laufen können. Ich möchte an dieser Stelle klarstellen, dass die Schwierigkeiten hier nicht vom Goethe-Institut ausgingen. Man hat mich im Gegenteil freundlich aufgenommen, versucht das Beste aus der Situation zu machen und mir trotz allen Widrigkeiten eine gute Zeit zu garantieren. Es war geplant, dass ich mein Praktikum als Hilfskraft in der Bibliothek absolvieren sollte. Es stellte sich aber heraus, dass diese Arbeit ohne die Hilfe einer Arbeitsassistentin für mich nicht möglich war. Während der Vorbereitungen für die Reise hatten wir daran gedacht für eine solche Assistentin zu sorgen. Am Ende fehlte es aber an der Zeit und bei mir an der nötigen Erfahrung über die Finanzierung einer solchen Assistentin, um sie auch wirklich umzusetzen. Auf eine gewisse Art und Weise war mein Praktikum also von vornherein gescheitert. Ich rechne es meinen damaligen Arbeitgebern bis heute sehr hoch an, dass sie mich trotz dieser Tatsache nicht wieder nach Hause geschickt haben, sondern mir mit der Arbeit für den Empfang und dem Lektorat für ein Filmprojekt, das eine der Mitarbeiterinnen gerade umsetzte, eine Aufgabe gaben, die meinen dann doch sehr eingeschränkten Fähigkeiten gerecht wurde. Rückblickend sehe ich es positiv, dass ich das Projekt trotz der Widrigkeiten damals nicht aufgegeben habe. Ich weiß aber auch, dass ich es so, wie es damals gelaufen

ist, nicht noch einmal durchführen würde. Trotz alledem sehe ich das Projekt heute als einen Augenöffner für mich. Es war dies meine erste Reise, die ich nicht nur ohne meine Familie durchgeführt sondern auch geplant habe. Natürlich gab es innerhalb des Projektes viel Hilfe von erfahrenen Personen. Ich fühlte mich aber hier zum ersten Mal ganz verantwortlich für mein Schicksal. Danach wusste ich viel besser, wo meine Fähigkeiten und Grenzen lagen und wie ich meine Wünsche für die Lebensgestaltung, vor allem in Bezug auf persönliche Assistenz, umsetzen konnte.

Hastings

Ich habe schon gesagt, dass ich in meinem Leben schon viel herumgekommen bin. Erst seitdem ich mich mit dieser Arbeit beschäftige merke ich, wie viel Vorarbeit durch mein Elternhaus geleistet wurde, bis es mir auch nur in den Sinn kam, die zuvor beschriebenen Reiseprojekte anzugehen.

Ich kann im Rückblick nicht mehr sagen, was meine Eltern dazu veranlasst hat mir schon als Kind viele Angebote zu machen, die mich in die Welt hinaus führen. Ein Teil hatte sicher mit meiner schon damals großen Neugier zu tun, die ich mir zumindest versuche bis heute zu erhalten. Ein Teil war sicher auch der Tatsache geschuldet, dass eine Reise meinerseits die einzige Möglichkeit für meine Eltern war sich einmal für einen längeren Zeitraum nicht um mich kümmern zu müssen.

Eigentlich spielt es keine Rolle, was letztendlich den Ausschlag dafür gegeben hat. Auf diese Weise wurde es mir jedenfalls ermöglicht schon als Kind ins Ausland zu kommen. Die Reise, von der ich noch erzählen möchte, führte mich im Jahre 1998, ich war gerade aufs Gymnasium gekommen, nach Hastings in England. Ich weiß heute nicht mehr, über welchen Anbieter das damals lief. Es war aber ganz sicher eine dezidierte Sprachreise. Ich habe schon relativ früh angefangen die englische Sprache zu lernen. Ungefähr ein Jahr, bevor es in der fünften Klasse der Grundschule zum ersten Mal zur Pflicht wurde. Insofern war diese Reise doppelt nützlich für mich. Wie es bei Sprachreisen in diesem Alter häufig vorkommt kam ich in Hastings in einer Gastfamilie unter. Wie später auch hatte ich auch hier eine persönliche Assistenz an meiner Seite, die mich im täglichen Leben unterstützte. Damals habe ich natürlich noch nicht in diesen Begriffen gedacht und es war für mich einfach jemand, der mir half zurechtzukommen. Das Besondere an meiner Gastfamilie war, dass sie zur gleichen Zeit noch eine Gaststudentin aus Japan bei sich aufgenommen hatte.

Sie hatte nichts mit meiner Sprachreise zu tun und war älter als ich. Ich erinnere mich aber heute noch daran, weil es auch in diese Zeit fällt, dass meine Faszination mit Japan, die mich bis heute begleitet, zu erblühen begann.

Das, an was ich mich bis heute erinnere, ist die englische Küche, die nicht so schlecht ist wie ihr Ruf. Ich lernte, dass man manchmal die Dinge einfach tun muss um voranzukommen, wie zum Beispiel sich ohne große Sicherung in den Laderaum eines Transporters schieben zu lassen und über eine sehr wellige Straße zur Sprachschule gefahren zu werden. Dann sind da noch die Abteile für Rollstuhlfahrer bei der britischen Eisenbahn, die eigentlich aus nichts bestanden, als einen ziemlich dunklen Güterwagen, in dem die Rollstühle abgestellt werden konnten. Es ist wohl hauptsächlich meiner damals geringeren Körpergröße und weniger Gewicht zu verdanken, dass mich meine Betreuer nach dem Einstieg einfach in die Passagierabteile getragen haben. Heute würde ich so etwas nicht mehr mitmachen.

Ich weiß noch, dass ich damals zum ersten Mal London besucht habe. Ich kann mich aber an die Details nicht mehr erinnern außer, dass es mich ziemlich überwältigt hat und mir deshalb in eher schlechter Erinnerung geblieben ist.

Was ich von dieser Reise zum Thema Empowerment mitnehme ist, dass, bei aller Eigeninitiative, die für diesen Prozess absolut notwendig ist, ein förderndes Umfeld ein ebenso wichtiger Bestandteil eines guten Ergebnisses ist. Ich möchte hier auch einen Unterschied zu meinem Aufenthalt in Rotterdam sehen. Dort war das breite Netzwerk an Unterstützern ebenfalls wichtig für das Gelingen der Reise. Der eigentliche Impuls dieses Unternehmen überhaupt anzustoßen ging aber allein von den Teilnehmenden aus. Ich glaube jetzt, wenn ich damals von meinen Eltern nicht nach England geschickt worden wäre, hätte ich auch nicht den Mut gefunden später meinen Aufenthalt in Rotterdam anzutreten.

Theorie des Empowerments

Ich habe zu Beginn dieser Arbeit gesagt, dass sich Reiseerlebnisse gut dazu eignen über Empowerment nachzudenken. Um diese Behauptung mit Leben zu füllen ist es zunächst einmal notwendig darüber nachzudenken, was der Begriff Empowerment eigentlich bedeutet, besonders im Kontext der Arbeit eines Peercounselors. Ich habe zu Beginn dieser Arbeit bereits eine erste eigene Definition geliefert, die sich auf meiner Erfahrung in der

Beratung behinderter Menschen sowie auf den Inhalten der Ausbildung gründet, von der diese Arbeit ein Teil ist.

Schlägt man den Begriff jedoch nach, wird er in einer Vielzahl von Kontexten verwendet, die auf den ersten Blick nichts mit der Arbeit eines Peercounselors zu tun haben.

Sucht man nach nichtwissenschaftlicher Literatur, findet man als erstes Bücher über die heilende und erhebende Kraft von Steinen, die Kunst der positiven Akklamation, erfreuendes Yoga und noch vieles andere mehr. In der wissenschaftlichen Literatur geht es um das Empowerment von Frauen, Empowerment in der Politik und natürlich auch das Empowerment von behinderten Menschen, welches für mich hier im Vordergrund steht.

Es gibt also eine Reihe von Kriterien, nach denen man den Begriff Empowerment definieren kann. Ich gehe hier auf die wichtigsten kurz ein. Die Unterschiede liegen vor allem in der Frage, wer vom Empowerment profitieren soll, eine Gruppe oder ein Individuum, welche Techniken dabei zur Anwendung kommen und welches Ziel jeweils verfolgt werden soll.

Die Bücher aus dem nichtwissenschaftlichen Bereich fokussieren den Prozess des Empowerments auf das Individuum, das sie liest, und dessen persönliche Lebensumstände. Die Techniken, die sie verwenden, stammen aus dem Bereich der Religion und Spiritualität. Daher sind ihre Ergebnisse zunächst einmal auf die Veränderung von Denkmustern und die Erreichung einer positiveren Grundeinstellung beschränkt.

Empowerment im Kontext des Peercounselings behinderter Menschen kann man als die wissenschaftliche Spielart der spirituellen Methoden betrachten. Auch ich konzentriere mich während meiner Beratungen auf das Individuum, was mir gegenüber sitzt und seine Lebensumstände, aber die Techniken, die ich anwende, stammen aus der sozialwissenschaftlichen beziehungsweise der psychologischen Theorie und Praxis. Ich habe sie mir im Laufe von Fortbildungen wie dieser und durch Reflexion sowohl meiner Erfahrungen als behinderter Mensch als auch der verschiedenen Beratungssituationen und Anliegen, die mir im Laufe meiner Arbeit bereits begegnet sind, angeeignet. Auch beschränkt sich meine Arbeit nicht auf die Veränderung von Denkmustern. Meine Aufgabe ist es durchaus auch den Ratsuchenden mit ganz praktischen Ratschlägen und Unterstützungen zur Seite zu stehen, wenn sie zum Beispiel eine Hilfeleistung des Sozialsystems in Anspruch nehmen möchten.

Es kann argumentiert werden, dass der direkte Ratschlag oder gar die aktive Unterstützung dem Konzept des Empowerments insofern zuwiderlaufen, als dass sie die Ratsuchenden nicht direkt befähigen ihre Probleme selbst zu lösen. Während meiner Beratung, die ich im Moment im Auftrag des Projekts Ergänzende Unabhängige Teilhabeberatung (EUTB)

durchführe, trete ich aber nicht nur als Peercounselor auf. Ich bin vor allem den Ratsuchenden verpflichtet, damit sie die bestmögliche Unterstützung in ihrer aktuellen Lebenssituation erhalten. Außerdem kann jede Beratung so gestaltet werden, dass sie sowohl dem Berater als auch den Ratsuchenden neue Erfahrungen mitgibt, die beide in Zukunft verwenden können. Damit wäre der Auftrag des Empowerments wieder erfüllt.

Wenn es um das Empowerment von mehr als einer Person geht, bewegen wir uns in den Bereich des politischen Aktivismus. Als Beispiele treten hier vor allen Frauenbewegungen und die Bürgerrechtsbewegungen zahlreicher Länder und Epochen hervor. Auch das Empowerment behinderter Menschen kann sich aus dem Setting der individuellen Beratung lösen, wenn es Themen berührt, die die ganze Gruppe betreffen. Offensichtliche Techniken hierbei sind der Protest auf offener Straße sowie in amtlichen Beschwerdeverfahren und die Mitarbeit in staatlichen Gremien und Institutionen, die Belange der jeweiligen Gruppe hörbar machen und verbessern wollen.

Ein weiterer Punkt, der hier noch angesprochen werden sollte, ist das Ziel eines jeden Empowerment-Prozesses. Konkret geht es dabei um die Frage, ob ein solcher Prozess ein Individuum oder eine Gruppe mehr auf sich selbst oder auf Andere beziehen soll. Wenn ich einem Menschen erkläre, wie ein bestimmtes Problem lösen kann, kann ich in diesem Zusammenhang auch dafür sorgen, dass er sich entweder immer mehr auf sich selbst verlässt und den Kontakt zu seinem Umfeld vernachlässigt oder sogar ganz abbricht oder ich lege ihm nahe, dass er die Lösung, die er mit meiner Hilfe gefunden hat, auch mit seinem Umfeld teilen sollte, damit daraus eine Verbesserung nicht nur für ihn entstehen kann.

Abschließende Betrachtungen

Ich hatte gehofft, dass ich nach der Beschäftigung mit der Theorie des Empowerments einen Weg finden würde diese Theorie auf eine Weise auf meine Schilderungen meiner Reiseerlebnisse zu übertragen, dass es am Ende möglich sei genau festzustellen, welche Stufen des Empowerments ich bei welchem Erlebnis durchlaufen hätte oder welcher Faktor zu einer bestimmten Zeit besonders zum Tragen kam.

Die Definitionen, die ich bisher dargelegt habe, sind aber weder zielführend noch abschließend. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen ein passendes Modell zu entwickeln. Selbst wenn sie es wären, eignen sie sich nicht dafür sie eins zu eins auf meiner Reiseerlebnisse zu übertragen. Ich zweifle daran, dass mein Versuch Empowerment wissenschaftlich zu betrachten von vornherein zum Scheitern verurteilt wäre. Er passt aber nicht zu dem Ziel, das den Teilnehmenden der Peercounseling-Weiterbildung beim Erstellen dieser Arbeit vorgegeben wurde. Es geht dabei vielmehr darum, dass wir über das Gelernte reflektieren und so unser Verständnis der Arbeit eines Peercounselors beweisen.

In diesem Sinne ist das Beste, was ich tun kann, über die Gefühle und Erkenntnisse zu sprechen, die meine geschilderten Reiseerlebnisse, und auch das Nachdenken über sie in dieser Arbeit, heute bei mir auslösen. Die Reflexion von Gefühlen und Erfahrungen, sowohl der eigenen als auch der anderer Menschen, ist auch die Fähigkeit, die den Teilnehmenden in der Peercounseling-Ausbildung am meisten vermittelt werden soll.

Eine Sache, die mir dabei sofort einfällt, ist, dass es mir immer noch sehr schwer fällt eine derart auf mich persönlich bezogene Arbeit zu verfassen. Ein Beweis dafür ist mein voriger Versuch, dem Begriff des Empowerments allein mit wissenschaftlichen Mitteln auf die Spur zu kommen. Intellekt und Logik sind die Werkzeuge, mit denen ich meistens versuche die Welt zu verstehen. Nicht alle Probleme, mit denen ein Ratsuchender mir gegenübertritt, lassen sich aber allein mit Mitteln der Logik und Fachwissen lösen. Es überrascht mich auch nach zwei Jahren Beratungsarbeit immer noch, wie viel es den meisten Ratsuchenden offenbar bedeutet, wenn man ihnen einfach nur zuhört, ohne gleich alle Antworten parat zu haben. Wenn sie sich dann, nach einer Beratung, in der ich gefühlt wenig lösungsorientierte Informationen geben konnte, bei mir bedanken, weiß ich im Stillen oft nicht, wie ich damit umgehen soll.

Der Begriff des Empowerments umfasst nach meiner zunehmenden Erfahrung aber auch, dem Ratsuchenden genau diese volle Aufmerksamkeit zu schenken und ihm Mut zu machen bei dem, was er sich vorgenommen hat.

An dieser Stelle kommen auch meine Reiseerlebnisse wieder ins Spiel und so ist es auch zu erklären, dass sie am Ende einen so großen Teil dieser Arbeit einnehmen. Man könnte zu dem Schluss kommen, ich hätte das Ziel dieser Arbeit verfehlt, weil ich mich mehr mit meinen Reisen als mit dem Thema Empowerment beschäftigt habe. Ich kann zwar nicht genau sagen, an welchem Punkt meiner Reisen ich mich damals besonders gestärkt gefühlt habe oder ob ein bestimmtes Hindernis mich eine Technik gelehrt hätte, die ich heute anwende. Es geht mir bei meinen Geschichten vor allem darum, meinen Lesern durch mein

Beispiel Mut und ein kleines bisschen Anschauung mitzugeben, wie man sein Leben selbstbestimmt gestalten kann. Es gehört Mut dazu, sich zwei oder drei Wochen lang mit einem Assistenten zusammen zu tun, sich dann für fast einen Tag auf Reisen zu begeben um in Japan das hervorragend ausgebaute Nahverkehrssystem und noch vieles andere mehr zu bewundern. Es braucht eine gute Vorbereitung und auch eine ordentliche Portion Durchhaltevermögen, überhaupt den Entschluss zu fassen acht Wochen lang in einem fremden Land arbeiten zu wollen, nur um dann festzustellen, dass kurz vor der Abreise entweder ein neues Reiseziel akzeptiert werden soll oder das Unternehmen ganz aufgegeben werden muss. So ist es bei meiner Reise nach Rotterdam gelaufen, die ursprünglich nach Belfast hätte gehen sollen. Ich habe es hier schon öfter angedeutet. Mut und Reflexion sind die beiden Facetten des Empowerments, die ich bis jetzt, nachdem ich knapp zwei Jahre in der Beratung behinderter Menschen tätig bin, von denen ich den Begriff des Empowerments erst seit knapp der Hälfte der Zeit überhaupt aktiv benutze, am meisten wahrnehme. Zwei Jahre klingt nach einer langen Zeit, aber ich fühle, dass ich noch nicht wirklich viel Erfahrung in der Arbeit eines Peercounselors gesammelt habe. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis ich über den Begriff Empowerment außerhalb meiner eigenen Erfahrungen reflektieren kann.

Mein Wunsch meine positiven Erfahrungen mit anderen ähnlich betroffenen Menschen zu teilen brachte mich zur EUTB und letztlich in diese Ausbildung. Wenn ich diese Ausbildung hiermit beendet habe und meine Gedanken öffentlich zugänglich werden, wird das hoffentlich nicht nur für mich ein weiterer großer Schritt im Prozess des Empowerments werden. Ich bin gespannt, wem diese Arbeit helfen wird und wohin mich mein Weg weiter führt.

Literaturliste:

Herriger, Norbert (2014). *Empowerment in der Sozialen Arbeit - Eine Einführung*. 5. erweiterte und aktualisierte Auflage. W. Kohlhammer